

worden wäre von Annas zu Kaiphas, von Pontius zu Pilatus (die Bauern machen nämlich aus dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus immer zwei Personen).

Ein paar Stunden von meiner Heimat, auf dem Hochbirstling, stand ein gläserner Lärchenbaum. Er stand ganz auf der Höhe, wo man in sieben Thäler sieht, er war sehr groß und ästig, warf aber keinen Schatten, weil er ja von Glas war. Er stand seit Menschengedenken dort; Viele hatten ihn gesehen und ausgesagt, daß er sehr groß wäre und auf dem Wipfel auch gläserne Vögel singen thäten. Er war aber von Menschenaugen nur am ersten April zu schauen. Am ersten April lag in der Regel noch so viel Schnee auf den Bergen und besonders auf dem Hochbirstling, daß es sehr mühevoll war, die Höhe zu erreichen, wo der gläserne Baum stand. Trotzdem unternahm es mancher rüstiger Bursche, hinauzusteigen, um den gläsernen Baum anzuschauen, und wenn er zurückkam, so sagte er nichts aus, als daß der Baum eben sehr groß wäre und keinen Schatten gäbe. Nur Einer war, der darthat: der gläserne Lärchenbaum auf dem Hochbirstling sei, wie alle anderen Lärchbäume auch, er wäre groß, hätte viele Nester und auf dem Wipfel auch Vögel, seines Dafehaltens aber wäre der Baum nicht von Glas, sondern von Holz, und zwar von Lärchenholz, wovon auch der Name Lärchenbaum herkommen dürfte.

Seit dieser Zeit verscholl die Sache. Im April aber schickt man noch heute den Narren, wohin man will.



## Ein Winterabend

und seine Geschichten.

Laßt sie klopfen, die Gespenster  
An das Fenster!  
Seht, es ist so winzig klein,  
Mag kein böser Geist herein.



schon um vier Uhr ist es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemassen um die Waldhütte lassen nicht einmal das Abendglühn durch die Fenster. Alle Welt ist nun abgeschlossen von des Aelplers Daheim; nur das Tosen des Wintersturmes, welcher an den hohen Tannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fensterfugen. Aber halt, Winter, das ist ein verbotener Paß, der wird sorglich verstopft mit Berg und Moos!

Der Bauer bringt von der Küche eine Fackel und steckt sie in den eisernen Spanhafen. Die Drescher haben bereits

die Tenne geschlossen; sie treten langsam in die Stube, setzen sich der Reihe nach auf die Bank, stopfen ein Pfeifchen und plaudern und lachen dabei. Auch der Ochsenknecht ist fertig, nur hätte er noch einige Strohhalme vom Föperl zu schütteln — doch es verschlägt nichts. Die Kuhmagd hat nur noch die Milch zu besorgen, dann kommt auch sie und der Holzriegel wird vor die Hausthür geschoben.

Und nun entfaltet sich in der Hütte jene Welt, welche in jedem rechten Daheim schlummert, die Welt der Häuslichkeit und Zufriedenheit.

Das Nachtmahl ist verzehrt und nichts davon übrig geblieben als eine Schüssel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Katze sind gesättigt und die Schwarzwälderuhr aufgezogen. Im Ofen wird die Glut angeschürt und ein neuer Leuchtspan in das Eisen gesteckt. Um denselben haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer sitzt noch am Tisch und blättert in der Heiligenlegende oder in einem anderen wohl eingeräucherten Hausschatz; dabei läßt er sich vom kleinen Buben etwa die Schuhe auflösen. Die Bäuerin näht an einem winzig kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk sitzt auf der Ofenbank und spinnt.

Die Männer beginnen ihre Holzmesser zu schärfen und der Großknecht bringt von der Küche geräucherte Rienscheiter herein, über welche die Knechte allsogleich herfallen, um sie in dünne Leuchtspäne zu zerklieben.

Es beginnt die „Spanvesper“.

Die langen Abende der Winterzeit werden dazu verwendet, um den Leuchtspanvorrath für das ganze Jahr zu liefern.

Diese Spanvesper nun ist die lustigste Arbeit, die man sich denken kann. Man scherzt und lacht und neckt sich gegenseitig.

Sind nun alle Hände bei ihrem Geschäft, so machen sie's schon allein fort und der Gedanke kann inzwischen herumlungern, wo er will.

„Geh', erzähl' eine Geschichte, Hans!“ wird einer der Knechte gebeten, der aber thut bescheiden und sagt: „Donners Leut', ich weiß keine!“

„Das selb' ist eine Lüg'! ich weiß, daß Du eine weißt. Ruck' heraus mit der, vom Räuberhauptmann!“

Diese hat er wohl schon zehnmal erzählt und die Anderen wissen sie bereits besser, als der Hans selber, aber weil sie's denn wollen, so räuspert er sich und beginnt möglichst hochdeutsch:

#### Die Geschichte vom Räuberhauptmann.

Ist einmal ein Bauer gewesen. Und der Bauer ist recht= schaffen arm gewesen. Da hat er einmal einen Hut voll Thaler heimgebracht und darauf ist er gar so traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Mann, warum bist Du so traurig?“

Er ist aber still gewesen und hat ihr's nicht gesagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn ist gar ein gescheidtes Bübel gewesen, und wie er größer geworden ist, da ist der Bauer noch immer traurig gewesen.

Da ist der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum seid Ihr so traurig?“

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei still, Du kannst mir doch nicht helfen!“

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tag gefragt: „Vater, warum seid Ihr so traurig?“

Da hat endlich der Vater gesagt: „Mein Kind, mir ist nicht mehr zu helfen, ich hab mein' Seel dem Teufel verschrieben!“

„Ach, Vater, das wird doch nicht sein, und warum habt Ihr denn das gethan?“ hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Hut voll Thaler gebe,“ hat der Bauer darauf gesagt.

Der Bub hat den Kopf geschüttelt und hat nichts dazu gesagt. Jetzt war's gut.

Der Bub ist zum Pfarrer gegangen und hat ihm alles erzählt. Der Pfarrer hat gesagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen.“

„Herr Pfarrer, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, Du mußt zum Dechant gehen; vielleicht hilft Dir der.“

Gut. Der Bub geht zum Dechant und erzählt ihm die Geschichte' von seinem Vater. Der Dechant sagt: „Das geht mich nichts an und ich kann Dir nicht helfen!“

„Herr Dechant, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, Du mußt zum Bischof gehen, vielleicht hilft Dir der.“

Gut. Der Bub ist zum Bischof gegangen und hat ihm alles erzählt.

Der Bischof aber hat gesagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen!“

„Herr Bischof, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, Dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht giebt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag' die Speis' vom Himmel bringt. Mag sein, daß Dir der noch helfen kann!“



(Zu Seite 237.)

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einsiedler und erzählt ihm die Geschichte' von seinem Vater.

Der Einsiedler war ein gar heiliger Mann und hat gesagt: „Heb' Dich weg, was geht mich Dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!“

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, in diesem Wald lebt ein großer Räuberhauptmann, der ist mit allen Teufeln bekannt und sie müssen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldschein über Deines Vaters Seele wieder zurück.“

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieser ist der Bruder vom Einsiedler gewesen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willst Du da, kleiner Knirps?“ Darauf hat ihm der Bub alles erzählt und der Räuberhauptmann hat gesagt: „Gut, werden sehen was sich machen läßt.“

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf diesen Pfiff ist ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel,“ hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben Alle geantwortet und sind wieder fort.

Der Räuberhauptman ruft noch einmal und es kommt noch ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ und darauf sind sie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft zum drittenmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben auch diese geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antwortest Du nicht, Belzbartl?“ hat diesen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel' verschrieben hab', Herr Hauptmann,“ hat der Belzbartl darauf gesagt.

Jetzt war's gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelenschuldschein wieder zurückgeben müssen; aber das hat er sich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll' gehen und das Papier selber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll'.

Da sind alle zwei durch finstere Löcher gegangen und sind in die Höllenküche gekommen. Da hat der Bub allerhand schreckliche Marterwerkzeuge gesehen. Hat auch eine glühende Fleischbank gesehen und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?“

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus ist!“ hat der Teufel geantwortet. Gut. Die zwei sind weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Kessel mit siedendem Pech gesehen.

„Für wen gehört das?“ hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einsiedler, wenn die Zeit aus ist,“ hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, sonst wäre er umgefallen vor Angst und Schrecken in der Höll'.

Aber endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmannes hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Beistands.

„Nun, und was hast Du gesehen in der Höll'?“ hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„O, gar viele schreckliche Sachen.“

„So nenne mir was, Bub!“

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler.“

„Gut. Und was hast Du noch gesehen.“

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Haken.“

„Für wen, Bub!“

„Ja,“ hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das sei für den Räuberhauptmann.“

Gut. Wie der Räuberhauptmann das hört, hat er eine große Truhe aufgemacht und da waren lauter scharfe Messer drinnen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt mußt Du mir auch einen Gefallen thun.“

„O, das will ich von Herzen gern thun, Herr Hauptmann.“

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Mord begangen, und mit jedem dieser Messer mußt Du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn Du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz mitten auseinander.“

Auf diese Worte hat der arme Bub gesagt: „Das kann ich nicht thun.“

„Aber Du mußt, ich hab' Dir Deinen Vater erlösen helfen, jetzt hilf Du mich erlösen!“

Gut. Da hat der Bub doch die Messer genommen und hat den Räuberhauptmann in Stücke zerschnitten. Und wie

er zuletzt das Herz durchschneidet, da ist aus demselben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jetzt war's gut. Da ist am nämlichen Tag beim frommen Einsiedler der Engel mit der Speiß' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einsiedler am nächsten Tag: „Du Engel, warum bist du nicht gestern gekommen mit der Speiß'?“

„Lieber Einsiedler,“ hat der Engel darauf geantwortet, „gestern ist im Himmel so viel zu thun gewesen und ich hab nicht Zeit gehabt. Weißt, es ist gestern Dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen und da haben wir Alle beisammen sein müssen.“

„Was, der Räuber? Und Alle beisammen?“ hat der fromme Einsiedler geschrien, „wie viele Engel müssen erst sein, wenn ich in den Himmel fahre!“

„Bei Dir richte ich es allein, mein lieber Einsiedler!“ hat der Engel geantwortet.

Wie der Einsiedler dieses Wort gehört hat, da ist er zornig geworden und hat geschrien: „Oh' ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzig tausend Teufeln in die Hölle fahren!“

Da hat sich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es sind gekommen die neunundneunzig tausend Teufel und haben den Einsiedler hinabgestürzt in die Höll' und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Jetzt war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen.

Ich bin darauf fort und weiß nicht, wie es noch weiter hergegangen ist. —

Derlei Geschichten und Märchen habe ich zu Duzenden gehört, als ich noch so ein kleiner Schlingel in meines Vaters Hütte zwischen den Knechten bei der Spanvesper saß.

Aufs Wort habe ich alles geglaubt, da ich von der Welt noch gar nichts gesehen und erfahren hatte, als unsere dunkle Rauchstube und den sonnigen Wald und meiner Eltern Liebe zu mir.

Später aber, als ich erwachsen war, hat sich mein Geschick so wunderbar gestaltet, daß sich hinter den stillen, duftigen Waldbergen die weite, unendliche Welt vor mir aufthat, und ich nun Dinge sah und kennen lernte, die schier noch wunderbarer, sicher aber merkwürdiger waren, als die Geschichten und Märchen der Knechte meines Vaters.

Wenn ich dann später von weiten Reisen zurückkehrte in die niedere Heimstube, und wenn in den Winterabenden wieder die Spanvespern waren, so wollten meine Eltern und Geschwister und alle unsere Leute keine alten, tausendmal erzählten Märchen mehr hören, sondern ich mußte erzählen — und erzählen von meinen Reisen und Abenteuern und von der weiten Welt.

Ich kann mich noch recht wohl an zwei Begebnisse erinnern, die ich an jenem letzten Abende, welchen ich daheim bei der Spanvesper zubrachte, dargelegt habe. Ich sehe es heute noch, wie meine zwei Schwesterchen damals die Augen aufsperrten, und den Mund auch ein wenig, und wie Mütterchen die Hände zusammenschlug und lispelte: „Mein Lebtag, jetzt ist mir der Bub da draußen gewesen im fremden Land und hat Geschichten mitgemacht, daß Einem vor Schauder und Verwunderung die Seel' aus der Haut hupfen möcht'!“

Ich will hier zum Schlusse dieses Büchleins jene zwei Begebnisse, die in meiner Heimathütte so viel Schauern und Verwunderung erregten, kurz erzählen.

#### Eine nächtliche Fahrt.

Swinemünde liegt auf der Insel Usedom, auf welcher man jetzt nichts mehr findet, als das nette Städtchen, einige Fischerdörfer, Buchenwaldungen und einen Badeort. Einst war mehr auf der Insel Usedom. Da hat vor undenklichen Zeiten eine große Stadt gestanden, die war Wineta geheissen, war von Wenden bewohnt und hatte alle erdenkliche Pracht und Herrlichkeit, welche man in jenen Zeiten nur finden konnte auf der Erde. Aber die Götter, die in den stillen Hainen der einsamen Insel Rügen wohnten, blickten neidisch herüber auf das gewaltig rauschende Leben und üppige Treiben der Bewohner von Wineta, und in einer Sturmnacht sank die stolze Stadt hinab in den tiefen Meeresgrund.

Wenn Du heute an stillen Abenden an den felsigen Ufern hinabblickst in die blaue Fluth, so kannst Du sie noch sehen die Thürme und Paläste und ein lautes Glockenklingen hören; das ist das ewige Sterbeläuten der geheimnißvollen Stadt, die in den Tiefen der Ostsee begraben liegt.

Der Wirth in Swinemünde, bei dem ich mich auf meinen Wanderungen im Norden eines Abends niedergelassen hatte, machte mich darauf aufmerksam, und ich ging richtig am Abend hinaus an die felsigen Ufer und blickte hinab in die blaue Fluth, sah aber nichts als dunkelbraune Steinblöcke, über welche ein paar Hechte hin- und herschwammen und nach kleineren Fischen Jagd machten. Auch das Glockenklingen

konnte ich nicht hören, weil die Wellen, die an das Ufer schlugen, zu sehr rauschten.

Um 9 Uhr Abends ist es in diesen Gegenden im Früh-sommer noch heller Tag; da aber ein empfindlich kalter Wind zog und ich noch vor Mitternacht mit der Post weiter-reisen wollte, beschloß ich, in mein Gasthaus zurück-zukehren, um wenigstens ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Aber in einem seltsamen Lande, unter einem ganz fremden Himmelsstriche, so viele wunderbare, lebendige Bilder in der Seele, und neuer stets gewärtigend, harret der Müde oft gar lange und vergebens auf den ruhigen Schlummer. Dieser stellt sich nicht ein, und die Eindrücke des Tages spielen und klingen noch fort, nur daß sie sich für Momente mit den Trugbildern des Traumes vermählen.

So ging es auch mir, und noch bevor ich einschlafen konnte, klopfte der Wirth schon an die Zimmerthür, mit dem Bemerkten, daß der Postwagen in zehn Minuten abgehe.

Sofort machte ich mich reisefertig, kaufte den Fahrchein und der Postillon hob mich in den Wagen.

Beim matten Schein einer halbverdeckten Oellampe sah ich, daß ich zwei Reisegefährten hatte, die mir gegenüber an den beiden Ecken lehnten und schlummerten; es war ein Mann und eine Frau, nach dem äußeren Aussehen aus der ärmeren Bevölkerung.

Der Wagen rollte dahin, anfangs über Wiefengründe, dann durch Buchenwälder. Ich sah zum Fenster hinaus und betrachtete die schwermüthige Einsamkeit der Natur. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, man hörte keine Grille und keinen Nachtvogel, aber hie und da rauschte es in den Zweigen und in den Kronen der Bäume.

Der Mann mir gegenüber fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und blickte in das Freie hinaus. Die Bäume standen zeitweise sehr dicht und es war fast ganz finster.

„Ein wahrer Urwald,“ bemerkte ich, um mit meinem Nachbar wo möglich ein Gespräch anzuknüpfen, allein dieser machte eine kurze Entgegnung, die ich nicht verstand, dann lehnte er sich wieder in den Winkel, um einzuschlafen.

Der Wind draußen wurde immer heftiger, das Laub rauschte wie ein Wasserfall und die Nester schlugen wütht ineinander. Unser Wagen rollte eilig dahin. Meine Gefährten schliefen und ich sah stets zum Fenster hinaus und hörte dem Winde zu, der heftiger und heftiger und endlich zum Sturme ward. Als wir nach einer Zeit auf eine Heide kamen, da sah ich Wunderbares. Da lagen und standen und flogen weiße Riesengestalten umher, die Glieder dehnten sich, die Gewänder flatterten, rissen sich los vom großen Körper und bildeten selbstständige Gestalten. So hauste der Sturm in dem Nebel, der auf der Heide lag. Aus den zerrissenen Wolken sausten schwere Regentropfen an unser Fenster. Ich zog meine Reise- decke enger um mich.

Bald wurde es indes ruhiger und über der Heide mit dem Nebel und über dem Wald wurde es klar; man sah die Sterne und in Nordosten ging ein heller Schein auf. Es sah aus, wie der anbrechende Morgen, aber ich hielt es für ein Nordlicht, weil es erst ein Uhr in der Nacht war. Es war aber kein Nordlicht, sondern wirklich der anbrechende Morgen, wie mir der Mann in der Ecke zu verstehen gab.

Der Mann schien jetzt vollständig wach. Er blickte einige male sorgsam nach der Frau in der anderen Ecke, die wohl seine Gattin sein mochte. Diese schlief noch immer. Er berührte sanft ihren Arm, der über den Sitz hinabhing, ließ

ihn aber, wie mir schien, aus Furcht sie zu wecken, in seiner Stellung.

Ich betrachtete mit gesteigertem Interesse das sonderbare Bild draußen. Der Tag war aufgegangen — aufgegangen bald nach Mitternacht, um die wüthten Geister, die auf der Insel herrschten, zu zerstreuen. Was ist dieser Norden da oben doch für ein wunderbarer Himmelsstrich!

Plötzlich stand der Wagen still. Der Postillon öffnete den Schlag, der Mann mir gegenüber hob die schlafende Frau ruhig auf die Achsel, stieg aus und trug sie von der Straße abseits im Morgenroth über die Heide. — Das war ein neues Räthsel für mich. Ich wollte den Postillon fragen, was es denn mit diesen Menschen für ein Bewandniß habe; allein dieser saß schon wieder längst auf dem Boock, ließ flink weitertraben und blies auf seinem Horn ein heiteres Lied. Erst auf der Station, an der ich ausstieg, dem Postknecht ein paar Groschen für ein Glas Bier in die Hand drückte, und mich dabei um meine geheimnißvollen Reisegefährten erkundigte, erfuhr ich deren Geschichte. Es ist ein trübes, aber merkwürdiges Geschick aus einem Menschenleben, kaum zu begreifen und zu erfassen für mich und den Leser, aber gewiß noch schwerer zu tragen für den, dem es zugefallen.

In Swinemünde ist das Grab eines jungen Seemannes, der, in seinem Berufe verunglückt, ein trostloses Elternpaar, dessen einziges Kind er war, auf Erden zurückließ. Als die Eltern, arme Fischerleute aus dem Westen der Insel, den Tod des Sohnes erfahren hatten, machten sie sich auf den Weg und wanderten nach Swinemünde zum Grabe des Kindes. Und als sie am Hügel standen und beteten, und als der Vater seinen Wanderstab in die Erde bohrte, zum Gedenzzeichen der Stätte, wo der geliebte Sohn lag, da traf den

guten alten Fischer ein zweites Unglück. Sein Weib sank neben ihm zusammen, rief ihn und den begrabenen Sohn noch einmal beim Namen und war todt. Der Schlag hatte sie getroffen. —

Nun sollst Du, alter Mann, auch Dein Weib hier begraben und allein heimkehren in die Hütte und allein leben und sterben und allein ruhen unter dem Rasen im heimatischen Pfarrdorfe. —

Aber das wollte der Mann nicht, er wollte sein Weib daheim begraben; doch, arm wie er war, konnte er ja nicht die Ueberführungskosten der Leiche bezahlen.

Wer weiß, welche Pläne der Arme gemacht haben mochte, bis er endlich zum Postknecht in den Stall kam und diesen bat, er möge ihn und sein todttes Weib mitnehmen bis hin in seine Gegend, er zahle das Fahrgeld wie für zwei lebendige Menschen, aber mehr könne er nicht, und wenn der Postknecht „ein Stein sei“, so müsse er, der Fischer, das Weib in der Fremde begraben, und dann sei es wohl das Beste, daß er sich gleich auch selbst dazu lege zum Sohn und zum Weib, denn allein heimkehren, das könne er nicht.

Ob das recht war vom Postillon oder nicht, er war kein Stein und nahm die beiden Eheleute mit bis gegen das Dorf, wo der Mann seine Hütte hatte und das Weib den Kirchhof. —

Der Postillon hatte es mir nun erzählt, schwang sich dann wieder auf den Bock und blies das Posthorn.

Als ich später allein am Gestade bei Stralsund saß, dachte ich nach über die nächtliche Fahrt auf Usedom, über den Sturm im Walde, über die Nebelgebilde auf der Heide, über den schweigenden Mann in der Postkutsche und über das gebrochene Mutterherz.

### Nach Amerika.

Als ich von Rügen gegen Hamburg reiste, stieg auf dem Bahnhofe zu Schwerin ein Bauernknabe zu mir in den Waggon. Er hatte große, dunkle Augen, sehr angenehme Gesichtszüge und blonde, gekrauste Haare, welche sich nach Bauernart über die Stirne ringelten. Sein Anzug war von schwarzem, grobem Tuche, der Hut war ebenfalls schwarz und breitkrämpig. In einem blauen Tüchlein hatte er ein Bündel Wäsche und in der Hand hielt er einen kleinen Stock aus Weißbirkensholz, viel niedlicher als der meine war, den ich von der Insel Rügen mitgebracht hatte, und den ich mir als Reliquie aus dem Norden bis an das Ende meines Lebens aufbewahren will.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, blickte der Knabe noch einmal auf das Städtchen und auf die Seen, zwischen welchen es liegt, und auf die Buchenwälder und sagte halblaut: „Adieu, Du mecklenburgisches Land, halte Dich gut und sink' mir nicht ins Wasser!“

„Willst Du denn so weit fort, Kleiner?“ fragte ich den Jungen.

„Ja, nach Amerika!“ antwortete er kurz und bestimmt, fast trotzig. Dann sah er zu Boden und trommelte mit dem Stocke.

Ich schwieg erstaunt. „Nach Amerika,“ sagte ich endlich, „und mit wem denn?“

Der Knabe trommelte und gab mir keine Antwort.

„Es thut Dir wohl der Abschied weh; bist da daheim?“

Der Knabe sah zu Boden und trommelte.

Nach einer Zeit that ich eine weitere Frage, denn der Kleine interessirte mich: „Und wie alt bist Du, mein Lieber?“

„Nu, meinetwegen, so machen wir Bruderschaft!“ stieß er jetzt plötzlich heraus und warf mir einen fast zornigen Blick zu.

Nun hatte ich ihn verstanden. „Wohl,“ sagte ich, „wer so kühn und muthig in die fremde Welt hinauszieht, der ist ein Mann und kein Kind mehr; Sie fahren heute nach Hamburg?“

„Ja, mein Herr.“

Das Gespräch war abgebrochen, der junge Reisende trommelte und ich lehnte mich in die Ecke des Coupés und sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an.

Endlich brach er das Trommeln ab, blickte zu mir auf, aber mit freundlichen Augen, und sagte:

„Neun Jahre bin ich alt.“

„Und bleiben Sie in Hamburg?“

„Wollen Sie wissen, wo ich geboren bin, so sehen Sie dort das kleine Haus am Walde an,“ sagte er, meine neue Frage nicht berücksichtigend, um die alte zu beantworten.

„Das kleine Bauernhaus dort mit dem Strohdach?“

„Ich seh' sonst kein's.“

„Also das ist Ihre Heimat?“ bemerkte ich, indem mein Interesse für den Bauernjungen, der indes hübsch hochdeutsch sprach, noch reger geworden war.

„Ich sagte nur, daß ich dort geboren bin, von einer Heimat weiß ich nichts. Meine Mutter ist seit acht Jahren todt, mein Vater seit vier Monaten; die Leute hier wollen mich nichts lernen lassen und ich bin ein armer Junge und kann mir noch nicht helfen, und jetzt gehe ich zu meinem Onkel.“

„Wo lebt Ihr Onkel?“

„In Chicago.“

„Und wirklich nach Amerika? Aber Sie werden doch nicht allein?“

„Nein, es werden auch Andere reisen.“

„Aber, lieber Freund, haben Sie denn eine Idee, was das heißt, nach Amerika gehen?“ sagte ich, ich meinte beinahe, der Junge sei so ungeheuer leichtsinnig, daß er daheim durchgegangen wäre, und sich jetzt einbilde, mir nichts dir nichts in die neue Welt übersiedeln zu können. „Sie werden in die große Stadt Hamburg kommen und da werden tausend und tausend Menschen herumrennen, aber nicht einer wird sich um Sie kümmern, oder man wird Sie nach Geld fragen und immer nur nach Geld. Und wenn endlich ein Schiff nach Amerika abgeht, auf dem Sie fortfahren wollen, so müssen Sie gar viel Geld haben und Reisebriefe und eine gute Gesundheit dazu.“ Der Kleine hörte mich gleichgiltig an, als wollte er sagen: Alles das habe ich.

„Das wird viele Wochen lang schweben und schwanke auf den endlosen Wassern,“ fuhr ich fort, „das Schiff wird einsam sein auf dem Meere und stürmische Wellen werden es hin und her werfen und die Wände und die Masten werden krachen, und Sie werden in Ihrem Winkel krank und verlassen sein, Niemand wird sich nach Ihnen umsehen oder die Matrosen werden Ihnen rohe Witze zuschleudern. Dann werden Sie denken an Ihre stille, gesegnete Heimat und an Ihr treues, deutsches Vaterland, das Sie so kalt verlassen konnten. Und endlich, wenn es gut geht, werden Sie in jenes Land voll Stolz und Eigennutz kommen und am Hafen einer großen Stadt —“

„Wird mich mein Onkel erwarten,“ unterbrach mich der Junge mit ruhigem, aber bestimmtem Tone und sein dunkles Auge blickte mich wieder trotzig an.

„Was ist Ihr Onkel?“

„Ein Fabrikbesitzer. Vor sechsundzwanzig Jahren ist er als Matrose nach Amerika gegangen, und jetzt nimmt er mich zu sich, weil meine Eltern todt sind. Ich werde ein Maschinenbauer.“

Das nenne ich Entschiedenheit im Lebensplane! Ich bekam Respect vor dem Jungen.

„Lieber Freund, ich möchte Sie um den Namen fragen,“ sagte ich.

„Ich heiße Simonis.“

„Vielleicht wird Ihr Name in der Welt noch ruhmvoll genannt!“

Der Knabe trommelte.

Dieses junge, selbstbewußte Leben hatte auch für mich etwas Aufweckendes; ich fühlte, daß ich den Jungen sehr lieb haben könnte.

„Ja, lieber Freund,“ bemerkte ich, „so ist es in der Welt, wir sehen uns heute das erstmal und wahrscheinlich auch das letztemal. Ihren Namen schreibe ich mir ins Taschenbuch und hier auf der Karte gebe ich Ihnen den meinen mit. Wie wäre es, wenn wir wirklich auch noch Bruderschaft machten?“

„Das werde ich mit Freunden thun, wenn ich weiß, wer Sie sind und was Sie wollen,“ sagte er und blickte mich an und spielte in Einem fort mit dem Stocke.

Ich hatte den Altflügen spielen wollen und jetzt war ich der Bevormundete.

„Simonis,“ versetzte ich, „ich bin das Kind eines Bauers wie Sie, und ich habe mich ans Lernen gemacht und ich will es in der Welt zu was Rechten bringen.“

„Und wollen Sie auch Geld verdienen?“

So ging es fort, aber dazu kam es nicht, daß er sagte: Gut, wir wollen Bruderschaft machen.

Als wir in die Bahnhofshalle zu Hamburg einfuhren, band der Junge seinen Bündel fester, knöpfte den Rock zu und faßte den Stock.

„Also Mister Simonis, leben Sie wohl!“ sagte ich, als wir ausstiegen.

„Tragen gefällig, junger Herr?“ rief ein schielendes Individuum und langte zudringlich nach dem Bündel des Knaben.

„Danke!“ sagte dieser und klopfte mit seinem Stock dem Anmaßenden derb auf die Finger.

Dann warf er mir noch einen kurzen, kalten Blick zu und verlor sich im Gedränge.

Das Zeug für Amerika hat er in sich, dachte ich mir und suchte mich mit meinem Handkoffer durch die Menschenmenge dem Ausgange zuzudrängen.

Es war bereits dunkel geworden; das Flimmern und Funkeln der hundert Lichter, das Rasseln und Schreien und Zohlen und das Drängen und Stoßen war ganz dazu geeignet, einen Fremden, der das erstmal in die große Handels- und Seestadt kommt, für die ersten Augenblicke zu verwirren.

Ich hielt mich fest an die Häuserreihen und wanderte durch Gassen und Gassen, mein Hotel suchend.

Ich kam an ungeheuren Fleisch- und Gebäcksauslagen, an belebten Theeschänken und Schnabsbuden vorüber; dann hatte ich wieder rechts und links hohe Glaswände voll Gold und Silber und Edelstein, Natur- und Kunstschätze aller Gattungen und aller Länder, dann stand ich plötzlich vor dunklen Gründen, in welchen sich die Sterne und Strahlen

der Lichter spiegelten — das waren die Seen und Teiche und Canäle der Alster. Und welch bunte Welt, welches Leben überall!

Ich eilte weiter, ich blickte zu den stolzen Palästen auf, ich sah die malerischen Formen der altdeutschen Häuser, ich weidete mich an der Pracht und ich war grob gegen zudringliches Gefindel, aber ich vergaß an mein Hotel.

Ich schleppte meinen Koffer weiter und weiter; kam ja nicht des Hotels wegen nach Hamburg, ich wollte den ersten Eindruck recht empfinden. Ich kam in dunklere, einsamere Gassen, da war viel unanständiger Staub und Geruch, und schmutziges Schiffer- und Fischervolk schrie und fluchte und lachte.

Plötzlich hatten die Häuser ein Ende und vor mir stand, weit in die Nacht hineinragend der Mastenwald. Das Gefindel wurde noch zudringlicher. „Fründ, ick bedel nich! Dat nich, awers tragen! Ick will ok ten Geld! nu wet ick nich, wo will Er vun nacht slapen! Wat is dat förn Ding? — Du heft Di den Düwel versworn! Will er sin Or verkopen?“ rief es mir von allen Seiten zu und drängte sich an mich.

Hast Dich zu weit vorgewagt, dachte ich und nahm eilig den Rückweg und floh durch mehrere Gassen.

Bald darauf hatte ich mein Hotel gefunden.

Oft noch denke ich seither nach über den lebendigen, unendlich mannigfaltigen Hafen, an dem ich stundenlang spazieren ging, über die kleinen und großen und ungeheuren Schiffe, zwischen welchen ich mich durch Follenführer herum-schaukeln ließ; über den Thiergarten, den ich besuchte, den Michaelsthurm, den ich bestieg, über den Jungfernstieg und die Börse, über den Bazar und die Anlagen, und darüber, wie ich das Riesenschiff „Harmonia Hamburg“ bestieg.

Es lag seit Tagen im Hafen und rüstete sich zur Ab-fahrt nach New-York. Ich staunte über die bequeme und zweck-mäßige Einrichtung, über die Anzahl von Räumlichkeiten, vom eleganten Salon bis zur Theerkammer hinab; da fehlte nicht das Billard, nicht der Puzkasten, nicht der vergoldete Luster und nicht der kostbare Teppich. Tischler und Schlosser und Tapezireur hämmerten überall, um die schadhaft gewordenen Gegenstände auszubessern; Maschinen arbeiteten, mittelst welcher man die Vorrathskammern und die Waarenräume füllte. Ueberall reges Rüsten und Sichern auf die Tage, in welchen man dem Weltmeere und seinen feindlichen Elementen preisgegeben sein wird.

In die Heizkammer der Dampfmaschinen rollten Stein- kohlenladungen, an den äußeren schwarzen Schiffswänden hingen Männer, welche dieselben mit Theer bestrichen und auf den Masten kletterten Seiler und Zimmerleute.

Ganz oben an der Spitze des mittleren Mastes, wo die deutsche und die nordamerikanische Flagge wehten, saß auf einem Querbrettchen ein Junge und machte eine dritte Fahne, mit den Farben New-Yorks flott, welche sich zwischen den Strickleitern verwickelt hatte.

„Dat is de ni, Schepjunge!“ sagte der Mann, der auf dem Schiffe mein Führer war, „hett de Schlingel ten Geld un ten Voder un Moder un will nach Amerika gahn.“

Jetzt erst sah ich den Knaben auf dem Maste näher an — bei Gott es war mein junger Bekannter, der kleine Auswanderer.

„Simonis!“ rief ich hinauf.

„Fahren Sie auch mit?“ rief er herab.

„Nein, ich sag' Ihnen nur nochmals glückliche Reise!“

„So grüßen Sie mir das mecklenburgische Land!“ rief er und lustig flatterte über ihm die Fahne New-Yorks.

Am nächsten Tag ging die „Harmonia Hamburg“ vom Stapel. Am Hafen stand eine große Menschenmenge und Viele schwenkten die Hüte und die Taschentücher: Gruß den Seefahrern und dem Lande jenseits des Meeres!

Auch ich ließ mein weißes Tüchlein wehen, denn in der höchsten Krone des mittleren Mastes, zwischen den drei flatternden Fahnen, stand Simonis und schwenkte sein Hütlein. — So glitt das stolze Schiff still stromabwärts.

Nach Amerika.

Glück auf!



## Inhalt.

	Seite
Das Holzknechtshaus . . . . .	1
Der Vögel-fanger-Jackerl . . . . .	31
× Der Waldbrand . . . . .	49
Der Halterbub und sein Kreuz und Leiden . . . . .	79
Der Leg von Gutenhag . . . . .	89
Der Pechölmann, sein Leben und seine Freuden und Leiden . . . . .	163
Der Wurzelgraber . . . . .	173
Medard und Stasi . . . . .	187
× Der Lotterienarr . . . . .	201
Ein Sterben im Walde . . . . .	211
× In Aprilschick . . . . .	225
Ein Winterabend und seine Geschichten und Märchen . . . . .	231
Die Geschichte vom Räuberhauptmann . . . . .	235
Eine nährliche Fahrt . . . . .	242
Nach Amerika . . . . .	247

Diese Sammlung ist entnommen den „Ausgewählten Schriften“ von P. R. Hofegger. (Wien, A. Hartleben.)

## Waldferien.

Ländliche Geschichten für die Jugend  
gewählt aus den Schriften von

**P. K. Kosegger.**

Mit 20 Abbildungen.

17 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cart. Preis 2 fl. 20 fr.  
= 4 Mark. Dasselbe, eleganter Leinwandband mit Goldschnitt  
2 fl. 75 fr. = 5 Mark.

## Deutsches Geschichtenbuch.

Für die reifere Jugend

gewählt aus den Schriften von

**P. K. Kosegger.**

Mit 14 Farbendruckbildern.

21 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cart. 2 fl. 20 fr. = 4 Mark.  
Dasselbe, eleganter Leinwandband mit Goldschnitt 2 fl. 75 fr. = 5 Mark.

## Ernst und Heiter

und so weiter.

Für die reifere Jugend

gewählt aus den Schriften von

**P. K. Kosegger.**

20 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cart. Preis 2 fl. 20 fr. = 4 Mark.  
Dasselbe, eleganter Leinwandband mit Goldschnitt 2 fl. 75 fr. = 5 Mark.

---

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

493.9496

15/1192

2.20

P001  
PP

0610/K



ART LITH. ANST. STEINMANN & HEITZ WIEN VI.